

Mittelalterrezeption mit 'Schleifen' Übersetzungen fremdsprachlicher Literatur in das Altalemannische und Mittelhochdeutsche

ANTOINE DE SAINT-EXUPÉRY: *Dher luzzilfuristo. Miti dhêm pilidhum dhes tih-târes.* Ûz dhemo franziscen arrecchit in alamannisca zungûn fona Regine Froschauer. Übertragen in das Altalemannische (frühalemannisches Althochdeutsch, Ende 8./Anfang 9. Jahrhundert). Neckarsteinach: Edition Tintenfaß 2009. ISBN 978-3-937467-63-4. 96 S. Originalbebilderung nach der Ausgabe Paris: Gallimard 1946. 15,00 €.

ANTOINE DE SAINT-EXUPÉRY: *Daz prinzelîn. Mit den bilden des tihtaeres.* Ûz dem francois gediutschet von Helmut Birkhan. Neckarsteinach: Edition Tintenfaß 2008. ISBN 978-3-937467-48-1. 100 S. Originalbebilderung nach der Ausgabe Paris: Gallimard 1946. 15,00 €.

Saint-Exupéry's *Le Petit Prince* erschien während des Exils des Autors zuerst 1943 in New York, bis heute sind zahlreiche Neuauflagen und Übersetzungen in mindestens 50 Sprachen erschienen. Die beiden hier vorgestellten Übersetzungen fügen dem zwei weitere Sprachen bzw. korrekter: Sprachstufen hinzu.

In Gestaltung und Aufmachung lehnen sich die Ausgaben eng an die frz. und (neuhoch)deutsche Taschenbuchauflage an. Das Format ist jedoch größer (ca. 21,5 cm x 15,5 cm statt 17,5 x 11 cm [frz. Ausg.] bzw. 18 cm x 12,5 cm [dt. Ausgabe]); die komplett beibehaltenen Illustrationen kommen dadurch besser zur Geltung, und für ungeübte Leser ist der größere Schriftsatz beim Nachverfolgen des ahd. bzw. mhd. Textes sicher ein Vorteil. Das größere Format wird auch genutzt für eine fast komplette Seitengleichheit der Übersetzungen und der frz. Taschenbuchausgabe, was für den, der mit dem Original vergleichen will, ebenfalls sehr praktisch ist. Sogar die berühmte Widmung an Léon Werth – *quand il était petit garçon* – wurde von Froschauer und Birkhan mit übersetzt.

Übersetzungen aus einer älteren Sprachstufe in den jeweils aktuellsten Stand der betr. Sprache sind zahlreich – der umgekehrte Fall ist sehr viel seltener, und das ist ja auch erklärlich: In der Regel ist es Sinn von Übersetzungen, sprachunkundigen Rezipient/inn/en Texte zugänglich zu machen, die sie ohne Übersetzung nicht verstehen könnten; diese Funktion entfällt bei der Übersetzung in historische Sprachstufen, weil dies (außer für Fachkundige) zunächst einmal einer ‚Verunklarung‘, im Extremfall einer Arkanisierung gleichkommt. Mithin mag man *prima vista* die Übersetzung eines (im Original auch noch französischen) Textes aus der 1. Hälfte des 20. Jhs. ins Alt- bzw. Mittelhochdeutsche als Gag, als nettes ‚Schmankerl‘ abtun, bestenfalls als Glasperlenspiel ansehen, dessen Zweck sich in einer intellektuellen Herausforderung für die Autorin/den Autor erschöpft und nach außen hin folgenlos bleibt. Parallelen auf – im neutralen Sinn – niedrigerem Niveau sind die zeitweise Mode ge-

wordenen heutigen Geburtstags-Elogen auf altgermanistische Professor/inn/en, in denen man seine Glückwünsche dann etwa auf Mittelhochdeutsch vorbringt, wobei aus dem ‚Assistenten‘ der *helfaere* wird usw. Das würde als Anlass für eine Besprechung in einem wissenschaftlichen Publikationsorgan nicht reichen: Solche Gelegenheitsopuscula behandeln stets einen sehr engen Ausschnitt von ‚Welt‘, während Saint-Exupéry sich auf zwei komplette ‚Welten‘ bezieht – die ‚reale‘ und die gleichsam traumhaft-visionär erlebte des *petit prince*. Letztere enthält nichts Unerklärliches, arbeitet also, von der Planetenbeschreibung abgesehen, nicht mit *science fiction* o.ä., sondern ist nur teilweise ‚anders‘; diese Andersheit erklärt sich selbst durch den Kontrast zur ‚realen Welt‘, kritisiert und relativiert diese aber dadurch auch.

Weshalb die o.a. Bücher hier vorgestellt werden, hat den Grund, dass sie, beabsichtigt oder nicht, eine ganz spezielle Form der Mittelalterrezeption darstellen – und zwar eine nahezu klassische, die Funktion und Zweck aller Mittelalterphilologien betrifft: Da für ein Verständnis der eigenen Kultur die Distanz fehlt (man selbst gehört zu dieser ‚eigenen‘ Kultur, und man kann sich schlecht selbst über die Schulter schauen), benötigt man Vergleichsobjekte. Solche Vergleichsobjekte findet man in anderen Kulturen oder in vergangenen Epochen der eigenen Kultur. Durch deren Studium verschafft man sich Kontrastwissen, das die Spezifika der eigenen Kultur deutlicher hervortreten lässt. Dieses Ziel wird hier zwar nicht auf dem umgekehrten Weg erreicht, aber doch sozusagen auf einem Weg, in den eine Schleife eingebaut ist: Die Kenntnis der ‚fremden‘, weil alt gewordenen Kultur wird nicht dadurch zum Kontrastwissen, dass man ihre sprachlichen und damit gedanklichen Emanationen verständlich und zugänglich macht, sondern dadurch, dass man überprüft, inwiefern die Sprache der vergangenen Kultur geeignet ist, Gedanken und Inhalte der eigenen Kultur auszudrücken. Mithin handelt es sich sozusagen um eine Art künstlich hergestellter Alterität. Die hier vorzustellenden Übersetzungen stellen eigene und fremd gewordene Kultur nebeneinander und liefern damit ein solches Kontrastwissen natürlich zunächst im Bereich der Sprache (dies ist Schwerpunkt der folgenden Darstellung), dann aber auch prinzipiell in allen Bereichen, die sprachlich vermittelt werden. Insofern würde eine Rezension, welche nur die sprachliche ‚Richtigkeit‘ der Übersetzungen überprüft, an der Bedeutung der Texte vorbeigehen. Allgemein kann jedoch festgestellt werden, dass sich Fehler bei zahlreichen Stichproben nicht haben finden lassen – was angesichts des wissenschaftlichen Hintergrunds der Übersetzerin und des Übersetzers nicht verwundern kann:

Birkhan ist seit 2006 Emeritus an der Universität Wien, wo er eine Professur für Ältere deutsche Sprache und Literatur innehatte und wo er auch weiter lehrt. Seine Kompetenz reicht weit über die o.a. Denomination seiner Professur hinaus und umfasst u.a. auch Altertumswissenschaft, Keltologie, Germanische Sprachwissenschaft, Märchenkunde. Sprachgeschichtlich ist er insbesondere in den Bereichen Etymologie, Morphologie und Phonologie tätig gewesen. Literaturgeschichtlich deckt er – was selten geworden ist – nahezu den gesamten zeitlichen Bereich der mittelalterlichen deutschen Literatur ab; auch das von ihm behandelte Gattungsspektrum ist außergewöhnlich breit. – Froschauer lehrt an der Universität Bamberg und ist in Bezug auf das Althochdeutsche u.a. ausgewiesen durch die Mitarbeit am DFG-Projekt „Genus im Althochdeutschen“, eine Dissertation zu diesem Thema (Verlagsdruck 2003) und einen noch ungedruckten Vortrag über „Die Bezeichnung von Farben, Licht und

Schatten bei Notker III. von St. Gallen und [sic!] Notker-Glossator (ca. Mitte des 10. – Mitte des 11. Jahrhunderts“; 2009). Die Habilitationsschrift „Zur Funktion der substantivischen Derivation im Deutschen“ (2007) verbindet diachrone mit synchronen Ansätzen. Schwerpunkt ihrer sonstigen Publikationen ist die historische Geographie.

Ob Froschauer oder Birkhan es schwerer hatte, ist eine eher müßige Frage und lässt sich auch gar nicht pauschal beantworten: Die elaborierte, geschmeidige *Syntax* des französischen Originals ins Althochdeutsche zu transponieren, das mit ganz wenigen Ausnahmen nur Gebrauchstexte hinterlassen hat, die kaum passende Muster bieten, ist eine bemerkenswerte Leistung Froschauers (man vgl. Werner Schröders abwertende Bemerkung über die ahd. Literatur, mit der er die Unmöglichkeit begründete, eine althochdeutsche Literaturgeschichte zu schreiben: „Ein Vokabelheft bleibt ein Vokabelheft.“ – wobei er natürlich den ehemals sehr engen Literaturbegriff seiner Zeit mit der Gleichsetzung von Literatur und ‚Dichtung‘ vertrat). Demgegenüber verfügt die mhd. Literatur über sehr viel mehr solcher Muster im syntaktisch-stilistischen Bereich, entwickelt gleichermaßen in weltlichen Texten (z.B. von Hartmann von Aue, Gottfried von Straßburg, Konrad von Würzburg und natürlich – wenn auch besonders im *Parzival* von einem durchaus ‚obskuren‘ Stilideal geprägt – Wolfram von Eschenbach) wie in religiösen (seien diese durch scholastische oder mystische Denkweisen geprägt). Der entwickeltere und differenziertere *Wortschatz* des Mhd. dagegen stellte Birkhan vor die Schwierigkeit, sich zwischen mehr möglichen Alternativen entscheiden zu müssen; hier hatte es Froschauer dann angesichts der Überlieferungslage leichter: Der für uns greifbare ahd. Wortschatz ist angesichts des restringierten Textsortenspektrums recht begrenzt; manches, was im althochdeutschen Wortschatz vorhanden gewesen sein muss, weil germanische Herkunft nachzuweisen ist (die Standardbeispiele der Wörterbücher: *Molke*, *Trotz*, *Laich*, *Strauch*), taucht sogar in den Quellen wegen dieses engen Spektrums einerseits, der Zufälligkeit der Überlieferung andererseits noch gar nicht auf und ist erst im Mhd. belegt.

Also: Philologische Korrektheit ist nicht das Wesentlichste an diesen Übersetzungen; sie ist aber nachweisbar und natürlich bis zu einem gewissen Grad zu fordern, weil das ganze Unternehmen sonst sinnlos wäre. Froschauer und Birkhan legen hier auch Rechenschaft ab: Bei Birkhan findet sich ein Anhang mit „Anmerkungen zur Übertragung in das Mittelhochdeutsche“ (36 Lemmata bzw. Wendungen, S. 96-99), die bei einigen ‚Selbstschöpfungen‘ die Bedeutung angeben und zum Teil Begründungen dafür liefern. Froschauer liefert Anmerkungen sprachgeschichtlicher Art mit Begründung ihrer Wahl des Frühalemannischen als Bezugsgröße sowie Hinweise zu Schreibung und Aussprache des Althochdeutschen und kennzeichnet ihr Verfahren zur Übersetzung *nicht bezeugte[r] Wörter und Wortformen* als dem ‚Analogie‘prinzip folgend (S. 96). Eine besondere Leistung Froschauers ist die konsequente Übersetzung ins Altalemannische – ‚korrekter‘ als die angesichts divergierenden Schreibgebrauchs in Skriptorien in den Quellen konstatierbare Wirklichkeit; hier wird also dem normalisierten Mhd. älterer Ausgaben und Grammatiken ein nicht nur bezüglich der Schreibweise, sondern auch hinsichtlich Lautung und Morphologie normalisiertes Altalemannisch zur Seite gestellt.

Dass Übersetzerin und Übersetzer nicht nur sprachwissenschaftliches Expertenwissen mitbringen, sondern Kompetenz in verschiedener Hinsicht (s.o.) besitzen, schafft die Voraussetzung dafür, dass die älteren Sprachstufen nicht nur auf ihre formale syntaktische ‚Belastbarkeit‘ getestet werden können, sondern auch in den Bereichen Lexik, Semantik und sicher auch Pragmatik (auf dem Prüfstand stehen ja prinzipiell nicht zuletzt sog. Sprachregister). Über diese Aspekte von Sprache gewinnt man dann Zugriff auf ganze ‚Weltbilder‘, und mit solchen ließe sich vielleicht das Programm einer Gewinnung von Kontrastmaterial im oben erläuterten Sinn auch auf höherer Ebene realisieren. Die folgenden Beispiele können dies allerdings nur an Details exemplarisch vorführen.¹

Zahlreiche Fälle illustrieren das zwar eigentlich banale, aber eben doch wichtige Phänomen, dass Sprache mit ihren Aufgaben wächst. Manche Wörter (sprachliche Zeichen) gibt es in bestimmten Zeiten einfach deswegen nicht, weil es sie nicht geben muss: Das damit später Bezeichnete existiert noch nicht. Dieses Problem stellt sich bei Übersetzungen aber auch auf der Ebene der Synchronie, wenn die Kultur der Ausgangssprache über zu Bezeichnendes verfügt, das in der Kultur der Zielsprache nicht, noch nicht oder nicht mehr vorhanden ist. In solchen Fällen müssen Übersetzer/innen also versuchen, für sich und ihre Rezipient/inn/en möglichst ‚sinnvolle‘ Wörter zu produzieren. Prinzipiell steht dafür eine ganze Reihe von Möglichkeiten zur Verfügung – Übernahme des herkunftssprachlichen Worts als Fremdwort/Lehnwort², Lehnbildung, Lehnbedeutung, Lehnprägung, Lehnformung, Lehnschöpfung, Lehnübersetzung, Lehnübertragung (das sind die nicht unkritisiert gebliebenen, aber doch nach wie vor praktikablen und illustrativen Differenzierungen von Werner Besch). Mein Eindruck ist, dass Froschauer und Birkhan alle diese Möglichkeiten ausschöpfen. Hier soll jedoch interessieren, auf welche Eigenschaften des Bezeichneten bei der Realisation der verschiedenen Möglichkeiten jeweils rekurriert und wie damit ‚Sinn‘ produziert wird:

Geographisches, Geologisches, Flora und Fauna, Astronomisches

Quand il est midi aux États-Unis, le soleil ... se couche sur la France. (frz. S. 27; dt. S. 34: *Wenn es in den Vereinigten Staaten Mittag ist, geht die Sonne ... in Frankreich unter*). Froschauer wählt eine Wort-für-Wort-Übersetzung; S. 27: *Sô iz takêt in dhên Kaeinôntên Stetim ... , sô in Franchrîhhi dhiu sunna za ira sedhale kât*. Die ‚Vereinigten Staaten‘ hat es noch nicht gegeben; damit rutscht die Übersetzung in den Bereich der Vermittlung von exotischem Wissen, das man als Rezipient des 8./9. Jhs. nicht zu überprüfen in der Lage und vielleicht noch nicht einmal willens ist; unhistorisch ist die Übersetzung also nicht. Und auch das Wort *stetim* (Plural von *stat*, [a] umgelautet wegen des [i] in der Folgesilbe) ist historisch nicht so heikel, wie das

¹ Der französische Text (Sigle: „frz.“) wird zitiert nach der Ausgabe: ANTOINE DE SAINT-EXUPÉRY: *Le Petit Prince*. Paris: Gallimard 1979 (Collection folio junior) ; als neuhochdeutsche Übersetzung (Sigle: „nhd.“) wurde benutzt: ANTOINE DE SAINT-EXUPÉRY: *Der kleine Prinz*. Ins Deutsche übertr. von Grete und Josef Leitgeb. München: Heyne 1988. Verweise auf diese Ausgaben im laufenden Text erfolgen durch Angabe der Sigle und der Seitenzahl(en).

² Diese Unterscheidung ist wegen oft mangelnder Abgrenzbarkeit in der Linguistik mittlerweile von vielen aufgegeben worden.

zunächst wegen der etymologischen Verwandtschaft mit *états/Staaten* wirken mag: Zwar existiert in ahd. Zeit noch kein *Staats*begriff; aber das ahd. *stat* denotiert u.a. ‚Stätte‘, ‚Ort‘, ‚Raum‘, ‚Stadt‘, ‚Gegend‘. Und jede dieser Bedeutungen ergibt in Kombination mit *Kaeinôntên* Sinngefüge, die einen der o.a. Rezipient/inn/en nicht befremden würden. Denn (politisch) ‚vereinigte Gebiete‘ hat es auch damals gegeben (Reich Karls des Großen, Zusammenschlüsse von Einzelkönigreichen in Irland). Ein ganz anderes Verfahren wählt Birkhan S. 27, wenn er übersetzt: *Sô diu glocken ûf den Sancti Brandani insuln die sexta hora liutent, gât diu sunne ... in Franze nider*. Gemeint sind die ‚Inseln der Glückseligen‘, die der Hl. Brandan auf seiner Fahrt besucht haben soll und die auf mittelalterlichen Karten im Atlantischen Ozean lokalisiert werden (Birkhan S. 96 bezieht sich in seiner Erläuterung auf Karten, die die Inseln zwischen Japan und den Kanaren eintragen). Die Nennung von ‚Brandans Inseln‘ ist für ein mittelalterliches Publikum ‚präzise‘ genug, um einen historisch beglaubigbaren Sinn zu ergeben, und unspezifisch genug, um den Charakter von ‚weiter Ferne‘ und Exotik zu wahren. Denn es kommt ja in dem gesamten Passus darauf an, den Eindruck einer möglichst großen Entfernung zu evozieren.

Je savais reconnaître, du premier coup d'œil, la Chine de l'Arizona (frz. S. 10; nhd. S. 9: *Ich konnte auf den ersten Blick China von Arizona unterscheiden*). Froschauer S. 10: *Mahta ich uuola untarsceidhan Sîdhûnlant [Seidenland] fona Kapirgîlenti [Gebirgsland] pî dhemu êristen plike*. Da ‚China‘ zwar insofern bekannt ist, als man darüber sagenhafte Berichte kennt, dafür aber kein Name existiert, und ‚Arizona‘ der ‚Sache‘ und dem Namen nach völlig unbekannt ist, man also den Namen der Vorlage nicht als Fremdwort importieren kann, besteht eine der verbleibenden Möglichkeiten darin, das Gemeinte über eine seiner Eigenschaften zu benennen. Seidenfernhandel existierte bereits um den Beginn der christlichen Zeitrechnung; Plinius d.Ä. (†79 n.Chr.) beschreibt Seidenraupen, seine *Historia naturalis* war im Mittelalter in recht vielen Hss. überliefert, gehörte aber nicht zum Schulkanon karolingischer Klöster. Arizona grenzt an die Rocky Mountains, und seine Canyons sind als solche definiert als Vertiefungen zwischen Felsen. Natürlich ist ‚Gebirgsland‘ alles andere als spezifisch – aber darauf kommt es auch nicht an. Durch *Sîdhûnlant* wird vor allem der auch hier nötige Kontrast hergestellt, der im Kontext der Passage die Spannweite des Erzählerwissens demonstriert. Birkhan (S. 10) wählt mit *Cathay* den von Marco Polo (†1323) verwendeten Namen für China; der erste Druck der deutschen Übersetzung datiert allerdings von 1477 und liegt damit nicht mehr im mittelhochdeutschen Zeitraum. Mit *eine[.] insul Sancti Brandani in dem lebermêre* für *Arizona* bleibt Birkhan im Kontext seiner Übersetzung von *États-Unis*; wenn die ‚Vereinigten Staaten‘ als Brandans Inseln erscheinen, ist es nicht zwingend, aber logisch naheliegend, einen Teil der USA als eine Insel aus dieser Gruppe zu kennzeichnen. Der Zusatz *lebermêre* (‚Lebermeer‘/‚Klebermeer‘: ein sagenhaftes Meer, dessen Wasser so dick – ‚geronnen‘³ – ist, dass Schiffe darin stecken bleiben) hätte ein deutschsprachiges Publikum des Mittelalters mit einer ‚präzisierenden‘ Zusatzinformation versehen, mit der ggf. literarische Kenntnisse abgerufen worden wären (etwa aus dem *Herzog Ernst*, Konrads von Würzburg Spruch 32,290 – dort allerdings schon mit gewisser Ironie erwähnt –, dem *Apollonius*, dem *Reinfried von Braunschweig* u.a.m.); als *mare mortuum* oder *mare concretum*⁴ erscheint es in lateini-

³ Vgl. die etym. Verwandtschaft zwischen ‚Leber‘ und ‚Glibber‘.

⁴ lat. *concretum* = ‚geronnen‘ (s.o.); lat. *lac concretum* = ‚Quark‘ o.ä., den Römern unbe-

scher Wissenschaftsliteratur und gerät dann auch in deren volkssprachliche Übersetzungen. Einziger Haken: In eben dieser Wissenschaftsliteratur wird das Lebermeer nicht nur nach Birkhan S. 96 „meist (gleichgesetzt) mit der Sargassosee in der Kalmenzone“ (also in Äquatornähe), sondern auch in den Norden Europas hinter die mythische Insel Thule verlegt – mithin in eine andere Gegend als die Brandan-Inseln. Je nach Kenntnisstand eines mittelalterlichen Publikums wäre als Reaktion also mit Stirnrunzeln oder Kopfnicken zu rechnen gewesen.

Sur la Forêt Vierge – jungle (frz. S. 9, nhd. S. 7: *Urwald - Dschungel*). Froschauer S. 9: *fona êuuikaltamu uualte* („ewigalten Wald“) – *uuiltiuualtes*. Birkhan S. 9: *von dem wilden walde – von dem wilden walde*. Froschauer differenziert also und versetzt sich gleichsam in die Rolle eines Mönches, der ein lateinisches geographisches Werk übersetzt, verschiedene Termini seiner Vorlage als von der *auctoritas* gewollte Differenzierungen auffasst und versucht, dem durch eigene Differenzierung gerecht zu werden. ‚Wildheit‘ des Waldes ist ein verbreiteter mittelalterlicher Topos und oft negativ konnotiert im Sinn von ‚zivilisationsfern‘; in einer Zeit, in der Menschen noch sehr von der Natur abhängig waren, bestand wenig Anlass, diese zu sentimentalisieren (vgl. die Angst des Helden im Wald in Konrads *Partonopier und Meliur* oder das Erlebnis des zunächst idyllischen, dann aber vor allem als hof- und gesellschaftsfern erlebten Waldes im *Tristan*). Saint-Exupéry's Naturempfinden bzw. die literarischen Muster, die ihn diesbezüglich prägen, sind also in mittelalterliche Sprachstufen gar nicht adäquat übersetzbar. Es kam daher hier primär darauf an, eine Eigenschaft des Waldes zu bezeichnen, welche die ‚Schnittmenge‘ mittelalterlicher und neuzeitlicher Sicht auf das zu Bezeichnende enthält. Eine Differenzierung war dabei insofern nicht nötig, als ein Unterschied zwischen ‚Urwald‘ und ‚Dschungel‘ im Mittelalter weder begrifflich noch terminologisch existierte; insofern ist die Übersetzung der beiden verschiedenen Wörter durch ein identisches Wort bei Birkhan sinnvoll. Froschauer's Differenzierung ist aber auch ‚unschädlich‘, weil sie keine ahistorischen Bezeichnungen wählt; sieht man die Differenzierung nicht als sprachliches, sondern als stilistisches Phänomen, verbleibt die Übersetzerin damit näher am Ausgangstext.

baobabs (frz. S. 21; nhd. S. 26: *Affenbrotbäume*). Froschauer S. 21: *affenprôtes-boumo*; Birkhan S. 21: *affenbrôtböume*. Das aus dem arabischen *bu-hubub* abgeleitete frz. Lexem existierte mangels Kenntnis von der ‚Sache‘ auf mittelalterlichen deutschen Sprachstufen nicht; das Nhd., dessen Sprachteilhaber/innen die ‚Sache‘ kennen, stützt sich nicht auf fremdsprachliche Vorbilder, sondern bildet ein eigenes Wort. Auch dieses ist im mittelalterlichen Deutschen nicht vorhanden, aber da die Bildungen formal korrekt sind, ist eigentlich nichts dagegen einzuwenden. Dass ‚Affenbrotbaum‘ unscharf verwendet wird (es kann eine Baumart, eine Baumgattung und eine Zimmerpflanze, den sog. ‚Geldbaum‘, bezeichnen), ist kein Gegenargument: Gerade bei Pflanzenbezeichnungen gibt es – im Mittelalter wie heute – eine ganze Reihe von solchen unscharfen Bezeichnungen (vgl. etwa ¹*Flieder* = *Syringa*, ²*Flieder* = *Sambucus/Holunder*). Im frz. Text kommt es darauf an, Exotik zu beschwören; in den Übersetzungen wird dies ebenso geleistet – gerade weil die ‚Sache‘ unbekannt ist.

kannt: Tacitus nennt es als germanische Speise; im Englischen bezeichnet das Fremdwort *concrete* ‚Beton‘.

un serpent boa – les serpents boas (frz. S. 9, nhd. S. 7 : *eine Riesenschlange – die Boas*). Froschauer S. 9: *eina makangrôza* [‚mächtig große’] *slangûn – makanmih-hilo slangûn, chuanâtrûn kaheizzan*. Mit den *makanmihhilo slangûn* wird im Prinzip mit einer kleinen Variation (*grôz – mihhil*) nur die Bezeichnung wiederholt, mit der auch schon das im Originaltext kategorial übergeordnete Objekt benannt wurde; aber dann erfolgt eine Spezifizierung durch die Anführung einer Alternativbezeichnung, die für die imaginierten Rezipient/inn/en eine gewisse Vorstellungsmöglichkeit schafft (*chuanâtrûn*: eine Art volksetymologischer⁵ Bezug auf das hinter *Boa* vermutete lat. *bos* = ‚Kuh’). Bei Birkhan S. 9: *einen risenwurm – die boas* (der bestimmte Artikel ist recte gesetzt, das Nomen kursiv). Schon die nhd. Übersetzung von Grete und Josef Leitgeb weicht vom frz. Original ab, indem sie erst einen Gattungsbegriff nennt und dann (im biologischen Sinn) die Art; das ist eine im Original nicht vorhandene Spezifizierung, über deren Sinn man nur spekulieren kann. Sowohl Froschauer als auch Birkhan scheinen diese Übersetzung hier benutzt zu haben, denn bei ihnen findet sich das gleiche Verfahren. Beim Artnamen wählt Froschauer eine Übertragung in den Vorstellungsbereich der Sprachteilhaber der (fingierten) Zielgruppe und suggeriert diesen das Vorhandensein einer vergleichbaren Spezies in der selbst erfahrbaren Fauna der eigenen Lebensumwelt; das war im Mittelalter ein gängiges Verfahren – genau so wie Birkhans Methode, das Wort der Vorlage als Fremdwort zu übernehmen.

La septième planète fut donc la Terre (frz. S. 58; nhd. S. 80: *Der siebente Planet war also die Erde*). Froschauer S. 58: *Dher sipunto uuantalsterro uuas nû dhiu erdha*. Birkhan S. 58: *Sus was der sibende planête diu erde*. Angesichts der fortgeschrittenen astronomischen Kenntnisse und damit der Kenntnis des zur Verfügung stehenden Fachschrifttums ist *planête* sicher zu rechtfertigen, obwohl auch mhd. noch die Eindeutschung *wandelstern(e)* existiert. Die komplette Aussage aber ist natürlich angesichts des im Mittelalter dominierenden geozentrischen (ptolemäischen) Weltbildes ein Anachronismus – und nicht nur das, sondern auch ein Verstoß gegen die kirchliche Lehre. Birkhan findet eine schöne Lösung: Indem er den Satz trotz seiner inhaltlichen Bedenklichkeit mit übernimmt, imitiert er den prinzipiellen Respekt eines mittelalterlichen Übersetzers vor einer schriftlichen Quelle; er fügt aber einen Fußnotenkommentar hinzu (in einem mittelalterlichen Codex wäre er sicher als Kontext- oder Marginalglosse erschienen): *Die erde enist nehein planête. Ich gewuoc supra, daz grâve Anton* [nämlich der *Vicomte Antoine Marie Roger de Saint-Exupéry*; R.B.] *wandelbaere was, dô er die erde under die planêten zelte*. Das *supra* bezieht sich auf einen Passus auf S. 18, wo u.a. auch vom ‚Glossator’ empfohlen wird, eher die *sunne* zu den Planeten zu zählen. Beide Zusätze illustrieren neben der Hochachtung für schriftliche Quellen eine zweite Eigenschaft wissenschaftlicher Übersetzer

⁵ Oder besser – weil neutraler und damit sachlich angemessener: *par etymologischer* Bezug. Bekanntlich war die auf Lautähnlichkeit gestützte Etymologie über das Mittelalter hinaus ein wissenschaftlich akzeptiertes Verfahren – bis man die Gesetzmäßigkeit von Lautveränderungen entdeckte und oberflächliche Lautähnlichkeit nicht mehr schlechthin als Beweis für etymologische Verwandtschaft von Wörtern gelten konnte. Bemerkenswerterweise hat – und hier muss man sie so nennen, obwohl sie von Wissenschaftler/innen initiiert wurde – die Volksetymologie in der neuen deutschen Rechtschreibung fröhliche Urständ gefeiert, nämlich z.B. mit *Tollpatsch* (früher: *Tolpatsch* zu ungar. *talpas* = Fußsoldat), *belämmert* (früher: *belemmert* zu nd. *belemmeret* = behindert, beschädigt, etym. verwandt mit ‚lahm’), *verbläuen* (früher: *verbleuen* zu mhd. *bliuwen* = schlagen).

des Mittelalters: Man ‚streicht‘ die Tradition nicht so einfach, aber man kritisiert sie, wenn sie im Widerspruch zur Lehre der *auctoritates* steht – oder aber man interpretiert sie um.

Technik, Sachkultur

crayon de couleur (frz. S. 9; nhd. S. 7: *Farbstift*), Froschauer S. 9: *farauuen kriffile* (‘Farben-Griffel’). Birkhan S. 9: *varwelîne*. Angesichts der Nichtexistenz von ‚Farbstiften‘ im 8./9. Jh. ist bei Froschauer das Resultat der Übersetzung ein Anachronismus – aber in einem anderen Sinn als in Fällen, wo Referiertes Wort für Wort übersetzt wird (da könnte ein zeitgenössisches Publikum die Mitteilung noch als ‚Wunder‘ buchen, wie etwa im *Herzog Ernst* die Schilderung der Stadt der Kranichmenschen mit automatischer Straßenreinigung usw.). In diesem Passus aber redet ja der Autor/Erzähler. Daher wird suggeriert, dass es doch so etwas wie *farauuen kriffile* gebe; und da Autor und Publikum in der gleichen ‚Welt‘ leben, wäre das auf Unverständnis gestoßen, hätte vielleicht gar die Autorität des Erzählenden beschädigt. Birkhans *varwelîne* (eigentlich ‚Färbchen‘, gemeint damit aber wohl ‚Farbmittelchen‘) ist genügend informativ, um nachvollziehbaren Sinn zu erzeugen (der Erzähler berichtet, dass er sein Bild mit irgendetwas gezeichnet habe, das Farben produziere, das Bild also bunt gemacht habe), aber auch genügend unspezifisch, um das Publikum nicht in störendes Grübeln über die Beschaffenheit dieses ‚Irgendetwas‘ zu versetzen.

moteur (frz. S. 11; nhd. S. 10: *Motor*). Froschauer S. 11: *suuipfâre mînes fliukiles* (‚Geschicklichkeit‘ [i.S.v. ‚intelligente Einrichtung‘] meines Flügels‘). Das ist eine ganz entzückende Lösung, weil sie dem imaginiert Unbekannten, aber hier eben Mitgeteilten den Hauch des Geheimnisses belässt, ohne die Information zu verstellen, dass es so etwas wie eine ‚Panne‘ gegeben hat. Birkhan S. 11 wählt *trîblinges mîns vlucgeziuges* und schreibt dazu S. 96 in den Anmerkungen: [E]s gibt eine scherzhafte (?)⁶ mündliche Tradition, dass irgendwelche Sprachreiniger des 20. Jh.s den ‚4-Zylinder-Explosionsmotor‘ als ‚4-Topf-Knalltreibling‘ eingedeutscht hätten. Das hat mich zur Neubildung *trîblinc ‚Motor‘ angeregt. Da mhd. *trîben* auch i.S.v. ‚antreiben‘ belegt ist und das Suffix *-linc* in mhd. Zeit als produktiv gelten kann, hat die Bildung als uneingeschränkt sinnvoll zu gelten. Übersetzungen in ‚vormaschinelle‘ Sprachstufen kommen gegenüber dem frz. Original und allen modernen Sprachen hier nicht ohne einen Zusatz aus, können sich also nicht mit der Übersetzung von ‚Motor‘ begnügen: Imaginierte Sprachteilhaber/innen in Zeiten, die weder Motor noch Flugzeug kennen, bedürfen einer Information darüber, in welchem Kontext die ‚intelligente Einrichtung‘ bzw. der ‚Antrieb‘/‚Antreiber‘ stehen (Was ist intelligent eingerichtet? Was wird angetrieben?).

⁶ Dies ist eine interessante Vermutung, der man nachgehen müsste: Ich kenne den ‚Knalltreibling‘ (ebenso wie den ‚Meuchelpuffer‘ = Revolver) nur aus Darstellungen der Bemühungen des *Allgemeinen deutschen Sprachvereins*, der ja tatsächlich Listen mit Alternativen für Fremdwörter vorgelegt hat. Überprüft habe ich das freilich nie; dann hätte man ein schönes neues Beispiel für wissenschaftliche Chimären – wiewohl viele definitiv schriftlich nachweisbare Vorschläge des ADSV auch nicht weniger haarsträubend sind. In Maschinenbauerkreisen hat der ‚Knall‘- oder ‚Zerknalltreibling‘ übrigens eine (wenn auch natürlich nicht ernst gemeinte) Renaissance erfahren – Google verzeichnet an die 2000 Belege.

de cravates (frz. S. 11; nhd. S. 9: *über ... Krawatten*). Froschauer S. 11: *umbi ... halspintûn*. Birkhan S. 11: *von den niuwen ermeln*. Das Dilemma, etwas Unbekanntes nur mit einem *sachlich* ähnlichen oder mit einem *funktionalen* Analogon bezeichnen zu können, ist unlösbar. Froschauer bleibt mit ‚Halsbinde‘ im Sachbereich. Birkhans Übersetzung bezieht den Kontext des Passus mit ein: Der Erzähler berichtet, dass er angesichts der Verständigungsunfähigkeit in Bezug auf das von ihm gezeichnete Bild auf neutralere Konversationsthemen übergeht; dazu gehört neben Gesellschaftsspielen⁷ auch die Mode; und die Ärmelmode hat sich im späten 12. Jh. verändert (Einsatz von Geren, Weite der *mouwen* usw.).

stylographe (frz. S. 12; nhd. S. 12: *Füllfeder*). Froschauer S. 12: *kriffil*. Birkhan S. 12: *veder*. Was alle vier genannten Wörter semantisch verbindet, ist auf der Sachebene die Eigenschaft ‚Gerät zum Schreiben und Zeichnen‘. *kriffil* = ‚Griffel‘ ist verwandt mit lat. *graphium* (während der *stylograph* auf das lat. *stylus/stilus* zurückgeht). Schreibgeräte bedürfen eines entsprechenden Schreibmaterials – für den ‚Griffel‘ kommt das hier im Frz. genannte *papier* ebenso wenig in Frage wie das von Froschauer gewählte *pappyr* – was in ahd. Zeit nur ‚Papyrus‘ meinen kann, weil damals die Erfindung der Chinesen aus der Zeit um 200 v.Chr. noch nicht bekannt war. Birkhans Lösung ist also hier der Vorzug zu geben – denn Federn sind auch Zeichengeräte für Miniaturen mittelalterlicher Handschriften

j'ai appris à piloter des avions (frz. S. 10; nhd. S. 9: *ich ... lernte fliegen*). Die nhd. Übersetzung geht ‚sprachökonomischer‘ vor als der frz. Text und kann das auch, weil nhd. ‚fliegen‘ nicht nur die ‚natürliche‘ Fortbewegung dazu fähiger Lebewesen in der Luft meint (frz. *voler*), sondern auch die mit apparativer Hilfe. Wie weit diese Entwicklung im Deutschen gegangen ist, merkt man etwa der Möglichkeit des transitiven Gebrauches des Verbs ‚fliegen‘ an; Objekt kann hier stets nur ein ‚Apparat‘ sein (‚ein Flugzeug/einen Hubschrauber/einen Gleiter fliegen‘). Und auch der ‚Flieger‘ als Personenbezeichnung (im Gegensatz zum ‚Flieger‘ als Bez. für den Flugapparat) bezeichnet nicht jemanden, der sich aus eigener Kraft in der Luft bewegt. Froschauer S. 10 (*uuard ich dhô fliokâri*) und Birkhan S. 10 (*ich ... lernete daz vliegen*) weiten diese Möglichkeit schon auf die mittelalterlichen deutschen Sprachstufen aus. Das ist nicht anachronistisch – nur sind natürlich die Flugobjekte, die im Bereich der damaligen Vorstellungswelt liegen, andere: Man kann auf Greifen oder Drachen fliegen, und die antike Dädalus-Ikarus-Mythe oder der biblische Himmelswagen des Elias liefern sogar Beispiele für die Imaginierbarkeit des Fliegens mit technischen Hilfsmitteln.

mettre [la fleur] à l'abri sous son globe (frz. S. 34; nhd. S. 47: *[die Blume] unter den Schutz der Glasglocke zu stellen*). Froschauer S. 34: *untar dhea klasklocchûn za kasezenne*. Birkhan S. 34: *under die glocken von glas stellende*. Weder aus dem Alt- noch aus dem Mittelhochdeutschen sind für *glocca/glocke* Denotate überliefert, die etwas anderes bezeichnen als das Musikinstrument. Das ist auch die urspr. Bedeutung des erst im 8. Jh. aus dem Mittellateinisch-Romanischen entlehnten Wortes. Die Glocke, die hier genannt wird, meint aber einen zum Überstülpen gedachten Ge-

⁷ s. *bridge, golf* frz. S. 11; nhd. S. 9: *Bridge, Golf*; Froschauer S. 11: *Pruccha* = ‚Brücke‘, *Cholbo* = ‚Kolben‘; Birkhan S. 11: *verholnez brückenspil, kolbenspil mit einem lützelen balle – heizet lochtrîben*.

brauchsgegenstand, der das darunter Befindliche schützt; die Spezifizierung der o.a. nhd., ahd. und mhd. Übersetzungen – *Glasglocke* – wäre nicht nötig, kann sich aber auf den alltagsempirischen Befund stützen, dass das Material für *solche* Glocken eben meist Glas ist. Wo Glocke metonymische Bedeutung hat, wird diese zuerst noch nicht als Metonymie realisiert, sondern über Zusammensetzungen (Glockenblume) oder Vergleiche (*gestalt/gebildet als ein glocke* o.ä.). Trotz der ‚Unzeitigkeit‘ des Gebrauchs der ‚eigentlichen‘ Glocke im übertragenen Sinn bei Froschauer und Birkhan ist diese aber nicht unsinnig: Das Gemeinte dürfte sich auch für mittelalterliche Rezipient/inn/en ergeben – wie/wozu sollte/könnte der Erzähler ein (instrumententechnisch gesprochen) ‚Aufschlag-Idiophon‘ zur Hand haben und darunter eine Blume platzieren?

cigarette (frz. S. 45; nhd. S. 63: *Zigarette*). Froschauer S. 45: *rouhstenkilîn*. Birkhan S. 45 (mit nhd. Übersetzung seiner mhd. Übersetzung S. 98): *rouchstengel*. Als die ersten Europäer in der frühen Neuzeit bei Indianern Zigarren zu Gesicht bekamen, deren Sinn und Funktion ihnen unbekannt waren, wurden diese oft ebenfalls über ihr Aussehen und das, was ‚aus ihnen heraus kam‘ beschrieben, als ‚rauchende Stängchen/Stängel‘ o.ä. Die Orientierung von Bezeichnungen am optischen Eindruck hält sich bis in unsere Zeit; man vgl. den ‚Glimmstengel‘. Und noch in den mit dem Etymon gebildeten Ableitungen bleibt der ursprüngliche Eindruck latent erhalten; vgl. die Substantive ‚Raucher‘/‚Nichtraucher‘, ‚Rauchbedarf‘, ‚Rauchwaren‘ (früher reserviert zur Bezeichnung von Pelzwaren, nicht von ‚Rauch‘, sondern von ‚rauh‘ abgeleitet) oder das Verb ‚rauchen‘ in intransitiver und transitiver Bedeutung: Intransitiv gibt das noch Sinn – wenn ich rauche und Qualm aus meinem Mund kommt, rauche in gewissem Sinn tatsächlich ich; ‚ich rauche eine Zigarette‘ ist dagegen logisch recht grenzwertig – ich bringe allenfalls die Zigarette zum Rauchen. Froschauer und Birkhan sind den Zeiten, in die sie uns zurückversetzen, mit dem ‚Rauchstängel‘ also zwar voraus. Wenn aber die irischen Mönche sich von ihren Missionierungen durch den Genuss von Zigarren hätten erholen können, wären diese vielleicht von unseren staunenden Vorfahren tatsächlich als ‚Rauchstängel‘ bezeichnet worden.

revolver (frz. S. 84; nhd. S. 114: *Revolver*). Birkhan S. 84: *schiez-geziuge*⁸ (Erläuterung S. 99). Froschauer S. 84: *sciuzil*. Beide wählen also hier die Methode, eine Bezeichnung nur aus der Funktion des Bezeichneten abzuleiten. Fnhd. ist dann tatsächlich das Neutrum *schießzeug* belegt⁹ – ein Beispiel dafür, dass manches, was in den Übersetzungen mit *ingenium* ‚erfunden‘ wurde, später tatsächlich sprachlich realisiert worden ist.

Politik, Gesellschaft

politique (frz. S. 11; nhd. S. 9: *Politik*). Froschauer S. 11: *politicam*. Birkhan S. 11: *hêrscheffe*. In Froschauers Übernahme des Fremdworts wird der Begriffsinhalt in das eingebunden, was die Bildungseliten auch schon des 8./9. Jhs. im deutschsprachigen Bereich damit verbinden: eine Tätigkeit, die nur den dafür durch standesabhängige Funktion Berufenen möglich ist – und die zum Bereich der *artes* gehört. Denn

⁸ Der Bindestrich ist natürlich ahistorisch.

⁹ ALFRED GÖTZE: *Frühneuhochdeutsches Glossar*. 7. Aufl. Berlin: de Gruyter 1967 (Kleine Texte für Vorlesungen und Übungen. 101), S. 188.

die meisten im Nhd. auf *-ik* endenden Nomen sind aus Adjektiven entstanden, die ursprünglich attributiv zu lat. *ars* bzw. griech. *technē* gestanden haben. Auch heute noch heißt das Fach, das man an den Universitäten studieren kann, ‚Politik‘ – aber die Bedeutung dieses Wortes ist nicht darauf eingeeengt: Es umfasst auch eine von anderen abgrenzbare Lebenssphäre (etwa ‚Politik‘ vs. Gesellschaft) und das in dieser Sphäre betriebene, beobachtbare und bewertbare Handeln. Letzteres ist in dem betr. Passus des Originals gemeint: *politique* wird hier genannt als ein Thema von Konversation. Birkhans Übersetzung *hêrscheffe* entfernt sich keineswegs, wie man zunächst annehmen möchte, noch weiter vom inhaltsbezogenen Sinn von *politique*: Denn Politik und Herrschaft haben ja stets miteinander zu tun, und das, was man heute als ‚politisches Handeln‘ bezeichnet, kann im Mittelalter nur im Rahmen einer institutionellen Bindung an Personen gesehen werden, die Herrschaft ausüben. *hêrscheffe* ihrerseits meint aber nicht nur das Ausüben von Herrschaft, sondern auch diese selbst – und eine solche ist auch im Mittelalter als Konversationsgegenstand möglich.

dictateur (frz. S. 19; nhd. S. 21: *Diktator*). Froschauer S. 19: *uualtisâri* (‚Walter‘, auch im Sinn von ‚Gewalthaber‘, ‚Machthaber‘, ‚Machtanwender‘). Birkhan S. 19: *tyrannus*. Mit *dictateur* wird hier von Saint-Exupéry wohl – ohne Namensnennung – Kemal Atatürk bezeichnet. Das ist ein Beispiel dafür, wie durch Übersetzungen Anpassungen an die Einstellungen der ‚Zielkultur‘ erfolgen, die zu Verfälschungen führen. Froschauer macht das rückgängig, indem sie einen neutralen Terminus verwendet – allerdings kommt sie damit den Intentionen des frz. Autors in die Quere. Gleichwohl ist die Übersetzung nicht falsch – denn in dem betr. Passus geht es nicht um Regierungsformen, sondern darum, dass wissenschaftliche Erkenntnisse oft erst dann Zustimmung erfahren, wenn die dahinter stehende Person vom Äußeren her, durch die Anpassung an gesellschaftliche Standards usw. Bonität genießt (das gehört zu den zahlreichen gesellschaftskritischen Aspekten des *Petit Prince*). Solche Standards werden oft von ‚oben‘ gesetzt, und ob ein ‚Diktator‘ oder ein ‚Machthaber‘ dahinter steht, ist für den Sinn unerheblich. Dass das Mittelalter angesichts seiner politischen Konstruktionen Schwierigkeiten bei der Benennung eines ‚Diktators‘ hat, zeigt sich am Gebrauch des Fremdworts *Tyrann* in dieser Zeit: Dabei steht aber nicht die Machtkompetenz an sich im Vordergrund, sondern deren ‚falsche‘ und daher nicht legitimierbare Anwendung.

á un général (frz. S. 38; nhd. S. 51: *einem General*); Froschauer S. 39: *herizoken*. Birkhan S. 39: *einem herzogen*. In beiden Fällen wird also das gleiche Wort (nur mit verschiedenem Lautstand) gewählt. Froschauer ist dabei hier näher an der Sache, weil die ursprünglich militärische Funktion des ‚Herzogs‘ in karolingischer Zeit noch präsent war. Diese Funktion hat ja auch über die Wortbestandteile ‚Heer‘ und ‚ziehen‘, verwandt mit *ducere* (vgl. die Äquivalente frz. *duc*, engl. *duke* usw.), überhaupt erst zu diesem Wort geführt. Andererseits entwickelt sich in dieser Zeit auch die Umwandlung in eine politische und dynastische Funktion von Herzögen. Noch weiter von der Tradition weg führt im hohen Mittelalter die Umbildung der Stammes- zu Territorial- oder Titularherzogtümern. Insofern trifft mhd. *herzoc* nicht den Sinn eines militärischen Dienstherrn / Rangs, der zur Zeit Saint-Exupérys dem ‚General‘ inhärent ist. Eine differenzierte, auf das Militär beschränkte und eindeutige Terminologie der Hierarchie entwickelt sich erst mit der Entwicklung stehender Heere. Mhd.

taucht *generâl* durchaus schon auf – aber nur im Bereich von Mönchsordens-Hierarchien; erst im weltlichen deutschen Ritterorden nimmt sie dann auch militärische Bedeutung an.

été découragé dans ma carrière de peintre (frz. S. 12; nhd. S. 12: *aus meiner Malerlaufbahn geworfen worden*). Froschauer S. 12: *kauuorfan ûz mîneru mâlâres furifart*. Birkhan S. 12: *mîner meisterscheffe eines mâlaeres beroubet*. Vorstellungen von ‚Laufbahn‘ oder ‚Karriere‘ (im frz. Text ist die Aussage ironisch – die Rede ist von einem sechsjährigen Kind) existieren im Mittelalter nicht, vielleicht deswegen, weil die innerhalb einzelner Stände vorgezeichneten *Avancements* (Knappe – Ritter, Lehrling – Geselle – Meister, kircheninstitutionelle Aufstiegsleiter) sehr spezifisch sind und keinen Sammelbegriff erfordern bzw. möglich machen. Froschauers *furifart* (‚Fortfahrt‘ i.S.v. ‚Voranschreiten‘, ‚Fortschritt‘) ist einmal mehr eine sehr geglückte Lösung; das trifft auch für Birkhans Wortwahl zu, der überdies durch *meisterscheffe* im Zusammenhang mit dem genannten Alter die Ironie der Vorlage mit transportiert.

Soziale Regeln, geselliges Verhalten

contraire à l'étiquette (frz. S. 37; nhd. S. 50: *gegen die Etikette*). Froschauer S. 37: *niht arlaupit* (‚nicht erlaubt‘). Birkhan S. 37: *unhövesch*. In der mhd. Übersetzung wird also der Sinn gebunden an eine soziale Institution, die Verhaltensregeln für den Umgang mit Menschen liefert – eben an den (Adels-)Hof. Ein Begriff von *curialitas*, der solche Regelungen indirekt sicher mit umfasst (s. Berichte in lateinischen Chroniken über vorbildliches Verhalten am Hof oder Verstöße gegen Hof-Regelungen) existiert auch schon im 8./9. Jh., jedoch ist dergleichen terminologisch nicht in volkssprachliches Schrifttum gedungen (für das Adj. *hofalîh* gibt es m.W. keine Belege, die über eine rein institutionelle Bedeutung hinausgehen). Es haben sich in dieser Zeit noch keine festen Zentralhöfe herausgebildet, die auch über distinktive Verhaltensregeln nach außen wie nach innen repräsentieren würden. Sinnvollerweise rekurriert Froschauer also nicht auf den sozialen Regelungshintergrund, sondern auf die *Konsequenzen* von Regelungen.

Quand on a terminé sa toilette de matin (frz. S. 24; nhd. S. 29: *Wenn man seine Morgentoilette beendet hat*). Froschauer S. 23: *reinunga sînes lîpes in morgane* (‚Reinigung seines Leibes am Morgen‘). Birkhan S. 22: *alsô man sich selben vrûeje gereineget*. ‚Morgentoilette‘ ist eine (ungebräuchlich werdende) gehobene Bezeichnung für die morgendlichen ‚Hygieneverrichtungen‘. Die Ansicht, dass sie etwas besonders Bezeichnenswertes sein könnte, hat ihren Grund vielleicht im zeremoniellen *lever* des frz. Königshofes in absolutistischer Zeit. Für eine solche zeremonielle Einbindung bestand im Mittelalter kein Anlass (anders etwa als zumindest in literarischen Hofdarstellungen beim Bad – vgl. etwa die einschlägigen Szenen im *Parzival*). Froschauer und Birkhan beschränken sich also auf die reine Bezeichnung des Vorgangs und weisen diesen zu Recht terminologisch nicht als etwas Besonders aus. In Birkhans *man* deutet sich allerdings vielleicht eine Erhebung des Usus zur Regel an (vgl. ‚das macht *man* so‘ bzw. ‚das tut *man* nicht‘).

Sinneseindrücke: Farben

Farbadjektive verschiedener dem Indogermanischen angehörender Einzelsprachen bezeichnen nicht selten durchaus verschiedene Farben, und hinter Wortgleichungen (etymologisch verwandten Wörtern) zwischen einzelnen dieser Sprachen stehen manchmal verschiedene Bedeutungen.¹⁰ Fußend auf dieser Beobachtung ist die Theorie entstanden, dass Farbadjektive auf älteren Sprachstufen nicht primär die absolute (nämlich optisch-physikalische festlegbare) Farbqualität bezeichnen, sondern den ‚Glanzeindruck‘. In der Allgemeinsprache existiert auch heute (natürlich nicht nur) bei Farbbezeichnungen stets eine gewisse Unschärfe.

cache-nez d'or (frz. S. 84 ; nhd. S. 114: *gelbes Halstuch*). Froschauer S. 84: *falauuaz halstuahhilîn*. Birkhan S. 84: *Ich nam im sîn gelwez keltuoch*¹¹. Ausgehend vom frz. Text wäre eigentlich ‚goldfarben‘ o.ä. angemessen (dies im Frz. aber eher mit *jaune d'or* bezeichnet); vielleicht hat hier also für beide die nhd. Übersetzung Pate gestanden. Für ‚gelb‘ stehen neben dem von Froschauer gewählten *falauuē* noch *elo*, *fahsfalo*, *falo*, *gelo*, *gelofaro* zur Verfügung; jede gezieltere Auswahl wäre beliebig gewesen. Das gilt auch für das Mhd.; *val/valbe/valwe* scheint aber den Belegen nach zu urteilen nicht mehr allgemein ‚gelb‘ zu bezeichnen, sondern geht meist in Richtung ‚fahl‘, ‚entfärbt‘, ‚verfärbt‘, ‚bleich‘ und sogar ‚weiß‘. Verbreitet – und zumindest einen Bedeutungsgehalt in Richtung auf ‚gelbstichig‘ bewahrend – ist die Bedeutung ‚falsch‘ (heute eigentlich nur noch zur Bezeichnung einer Pferdefarbe gebräuchlich). Seltener, aber mit recht eindeutigen Belegen nachweisbar ist das Denotat ‚blond‘; das liegt näher an ‚goldgelb‘, ist aber damals wie heute reserviert für Haare (mit Ausnahme metonymischen Gebrauchs: ‚ein kühles Blondes‘, ‚weizenblond‘). In einem anderen Fall – *cheveux tout dorés* (frz. S. 28 ; nhd. S. 36 ‚goldenes Haar‘) – wählt Froschauer S. 29 *vahs*, was eigentlich nur das Haar als solches bezeichnet – das wird auch durch den Befund illustriert, dass für das gleichlautende ahd. Adjektiv die Zusammensetzung *goldvahs* existiert. Birkhan schreibt S. 28 *goltvarwes vahs*, demonstriert damit das Weiterleben der farblich nicht festgelegten Bedeutung des Substantivs und schließt sich mit dem Zusatz dem frz. Original an.

Interessant sind auch Fälle, in denen eine Farbangabe durch sprachliche Bindung an etwas erfolgt, für das die betr. Farbe typisch ist. Im frz. Text findet sich hier etwa S. 29 *cramoisi* = ‚karmesinrot‘. Das Wort kommt aus dem persischen *kermes* für die Scharlachbeere, auch ‚Kermesbeere‘ genannt. Der Farbstoff selbst wurde, bevor er künstlich hergestellt wurde, aus den [Cochenilleschildläusen](#) bzw., weil sie auf den Kermeseichen leben, den ‚Kermesschildläusen‘ gewonnen. Aus unerfindlichen Gründen wählt die nhd. Übersetzung S. 38: *puterrot* – was entweder Wut oder Verlegen-

¹⁰ Griech. *xanthos* wird etwa verwendet für die Farbe von Honig, blutbefleckte Altarsimse, Ölbaumblätter. Wortgleichungen: dt. *blau* – lat. *flavus* (‚blond‘) – altirisch *blar* (‚grau‘) – altslaw. *belu* (‚weiß‘). Dies und das Folgende nach Fritz Tschirch: Geschichte der deutschen Sprache. Bd. I. 3., durchges. Aufl. bearb. von Werner Besch. Berlin 1983 (Grundlagen der Germanistik. 5), S. 26ff.

¹¹ Mhd. *halstuoch* ist belegt, **keltuoch* m.W. nicht; vielleicht wollte Birkhan darauf aufmerksam machen, dass sich auch im Bereich von Körperteilbezeichnungen eine Reihe von Bedeutungswandeln ergeben haben (vgl. mhd. *kragen* = nhd. ‚Hals‘; mhd. *halsâder* = nhd. ‚Kehle‘; mhd. *hals* denotiert sowohl nhd. ‚Hals‘ als auch ‚Kinn‘, ‚Nacken‘, ‚Genick‘ und sogar ‚Kopf‘.)

heit konnotiert, wofür der Passus im frz. Text keinen Anlass liefert. Selbst wenn dies so wäre, könnte man sich für ältere deutsche Sprachstufen darauf nicht beziehen: Puter sind bekanntlich ein Import aus Nordamerika. Froschauer wählt S. 28 *zinoberrôt*; nach Köbler¹² ist dies ahd. nicht belegt, wohl aber *minio* = Zinnober. Die Herstellung der Zinnoberfarbe aus dem gleichnamigen Mineral ist für Griechenland seit dem 6. Jh. belegbar; Lagerstätten in Spanien wurden schon von den Römern ausgebeutet. Synonym für ‚Zinnober‘ wurde ‚Vermilon‘ (aus frz. *ver* > lat. *vermis*) verwendet; leider konnte ich nicht feststellen, wie alt dieser Name ist – jedenfalls stellt er eine Verbindung zum ‚Karmesin‘ her, weil er ebenfalls nach der Kermeslaus benannt ist. Karmesin und Zinnober sind weder die gleiche Farbe noch der gleiche Farbstoff – aber letzterer wird auch mit einem Namen bezeichnet, der auf Farbähnlichkeit basiert. Obwohl es also eigentlich nur darauf ankam, eine historisch mögliche und synchron belegte Bezeichnung zu wählen, die wie das *cramoisi* der Vorlage ebenfalls ein tiefes und leuchtendes Rot denotiert, hat die ‚List der Sprachgeschichte‘ hier dafür gesorgt, dass ein noch engerer Zusammenhang existiert: Die Sprache schafft einen Zusammenhang zwischen Farben und Farbbezeichnungen, die eigentlich verschiedenen Ursprungs sind. Birkhans *satarôt* (‚sattrot‘, S. 29) ist nicht belegt, aber eine mögliche Analogiebildung zum belegbaren *satblâ*. Damit wird also anders als im Fall von *cramoisi*, *puterrot*, *zinoberrôt* weniger die Farbqualität als die Farbintensität bezeichnet.

Maßverhältnisse: Zeit/Alter

grande personne (frz. Vorsatzblatt: Widmung an Léon Werth; nhd. Vorsatzblatt: *Erwachsener*). Der Autor bittet die Kinder um Verzeihung dafür, dass das Werk einer *grande personne* gewidmet wird. Die nhd. Übersetzung lässt die (trotz Habitualisierung des zusammengesetzten frz. Ausdrucks) über *grande* konnotativ immer noch vorhandene sensuelle Perspektive zugunsten einer eher rechtlich-pädagogischen zurücktreten; dt. ‚erwachsen‘ würde frz. eher *adulte* erfordern; dem ‚Erwachsenen‘ entspricht zwar auch *grande personne*, daneben gibt es jedoch *homme fait* und *adulte personne* sowie spezielle Wendungen für männliche und weibliche Erwachsene. Froschauer (S. 7) entscheidet sich für *aruuahsanamu manne*; *aruuahsanamu* ist bei Köbler nicht nachweisbar – im Gegensatz zu *followahsan*, *giwahsan*, *gizogan*, *granasprungi*, *granasprungig*, *irwahsan*, *ubarwahsan*. Bei Birkhan (S. 7) findet sich *volwahsenem manne*; das meint nicht nur biologisch ‚ausgewachsen‘, sondern auch rechtlich ‚erwachsen‘, ist also eine angemessene Lösung.

J'avais défait son éternel cache-nez d'or (frz. S. 84 ; nhd. S. 114: *Ich hatte ihm sein ewiges gelbes Halstuch abgenommen*). Froschauer S. 84: *Ich nam imu dhanana sîn êuuînaz falauuaz halstuahhilîn. êuuînaz* ist insofern nicht sinnenstellend, als das Wort im Ahd. nicht nur in religiösen Kontexten verwendet wird, sondern auch neutral i.S.v. ‚von unbegrenzter zeitlicher Dauer‘.¹³ Nicht belegbar ist dagegen die hy-

¹² <http://www.koeblergerhard.de/ahdwbhin.html>; zuletzt eingesehen 15.03.2010.

¹³ Und dass das Adjektiv gar im Neuhochdeutschen „nur in religiösem Sinne ... gebraucht“ werde (Duden-Etymologie, Mannheim 1963, S. 147 s.v. *ewig*, Hervorh. von mir, R.B.), wird man ohnehin nicht behaupten können: Gerade auch die nhd. Übers. der betr. Stelle – s.o. – zeigt die nicht seltene umgangssprachliche Verwendung mit hyperbolischer Emphase (vgl. ‚dein ewiges Gejammere‘ o.ä.).

perbolische Verwendung des ahd. Wortes – aber das muss (s.o. zur Quellenlage) nichts bedeuten: Entschlüsselbar wäre sie für Zeitgenossen sicher leicht gewesen. Birkhan umgeht solche Probleme von vornherein und schreibt S. 84: *Ich nam im sîn gelwez keltuoch, daz er ie getragen hete, dannen*; allerdings tritt damit der umgangssprachliche Tonfall, den in diesem Kontext auch das frz. *éternel* annimmt, etwas in den Hintergrund.

Diese wenigen Beispiele mögen genügen, um zu demonstrieren, dass die beiden Büchlein nicht nur ein Geschenk für Bibliophile sind¹⁴, sondern auch für Sprachinteressierte und Sprachbegeisterte. Hinter den beiden Texten steckt sehr viel Fleiß, vor allem aber Kenntnis, Sprachgefühl und das Bewusstsein, dass ein guter Übersetzer, eine gute Übersetzerin über mehr verfügen muss als lexikalisches Wissen. Und wer sich auf diese Büchlein einlässt und sich mit ihnen auseinandersetzt, den informieren sie im Bereich des Lexikalischen über sehr vieles – angesichts der im Verhältnis Vorlage-Übersetzung immer wieder zu Tage tretenden Kontraste nicht nur unter historischer Perspektive. In einer im Bildungsbereich (mit guten und weniger guten Gründen) sehr auf Didaktik fixierten Zeit sei noch ein abschließender Hinweis in diese Richtung angefügt: Wenn es dafür im heutigen universitären Ausbildungsbetrieb noch Zeit gäbe, wären solche Übersetzungen – so ‚abgefahren‘ sie auf den ersten Blick auch wirken mögen – fruchtbare Studienobjekte bzw., wenn man dergleichen im Seminar selbst erarbeitet, exzellente Lehr- und Lernmittel.

Professor Dr. Rüdiger Brandt
Universität Duisburg-Essen, Campus Essen
Fakultät für Geisteswissenschaften
Germanistik/Mediävistik
45117 Essen
ruediger.brandt@uni-due.de

Wir schlagen Ihnen folgende Zitierweise für diesen Beitrag vor:

Brandt, Rüdiger zu: Antoine de Saint-Exupéry: Dher luzzilfuristo. Miti dhêm pilidhum dhes tihtâres. Ûz dhemo franziscen arrecchit in alamannisca zungûn fona Regine Froschauer. Übertragen in das Altalemannische (frühalemannisches Althochdeutsch, Ende 8./Anfang 9. Jahrhundert). Neckarsteinach: Edition Tintenfaß 2009 **und** Antoine de Saint-Exupéry: Daz prinzelîn. Mit den bilden des tihtaeres. Ûz dem franzois gediutschet von Helmut Birkhan. Neckarsteinach: Edition Tintenfaß 2008. In: Perspicuitas. Internet-Periodicum für mediävistische Sprach-, Literatur- und Kulturwissenschaft.
Online unter: <http://www.uni-due.de/perspicuitas/luzzilfuristo.pdf> .
Eingestellt am 14.06.2010. [15 Seiten.]

¹⁴ Birkhan weist – auf Mittelhochdeutsch natürlich – darauf hin, dass die Auflage auf 300 Exemplare begrenzt war, von denen 33 handnummeriert sind.

DuEPublico

Duisburg-Essen Publications online

UNIVERSITÄT
DUISBURG
ESSEN

Offen im Denken

ub

universitäts
bibliothek

Dieser Text wird via DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt. Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

DOI: 10.17185/duepublico/78651

URN: urn:nbn:de:hbz:465-20230710-125113-1

Alle Rechte vorbehalten.